Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 22

Artikel: Geheimnisse um den Walfisch
Autor: Green, Lawrence G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672862

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und mysteriöser Unwahrscheinlichkeit in das Blickfeld. Eine angenehme Täuschung. Es ist kein Nachtgespenst — ein Segler ist's, ein prächtiger Doppelmaster. Topp und Quersegel, spitze und breite, wachsen fast in den Himmel und wollen die Sterne berühren. Sie leuchten geisterhaft blaß, unirdisch, überwirkliche Vision in der Nacht. Der Rumpf des Schiffes schimmert wie der schneeweiße Leib eines Schwanes. Nichts regt sich an Deck — wo sind Steuermann, Kapitän, die es führen, welchem Ziel, welch unbekannter Ferne treibt es zu? Eine grüne Laterne schaukelt am Mast und wirft einen schmalen, smaragdgrünen Lichtstreifen hinab, der das Meeresdunkel tröstlich durchbricht. Wo er hinfällt, glüht die See auf wie im Märchen. Drei Gestalten tauchen über dem Schiffsrand empor. Drei Mann halten an Bord Wache. Die andern schlafen unten im Bauch des Schiffes zwischen Brettern und runden kleinen Fenstern. Ein Hund bellt, eine Pfeife glimmt auf — ein kurzer Gruß hinüber und herüber gewechselt. Acht Tage ist das Schiff unterwegs, mit Tonnen voll gutem Wein beladen und wartet auf einen kräftigen Wind, der es endlich in die Heimat zurückbringt. Die Köpfe tauchen wieder unter. Alles hüllt sich aufs neue in Schweigen und Geheimnis. Wir umkreisen seitlich den Leib des Riesenvogels. Schwarze Schatten durchstechen ihn, flattern über Segel und Masten. Ein seltsames, kontrastreiches Spiel in schwarzweiß, grotesk phantastisch, ins Ungeheuere gesteigert durch den grellen weitreichenden Reflex der Fischerlampen. Scharf zeichnet sich die Silhouette unseres Bootes an der Schiffswand. In den Mastkörben kracht es. Die Segel drehen sich und knarren leise. Aus dem Gewirr gespannter Seile und hängender Strickleitern schwingt sich eine kühn gebogene, schlanke Schiffsspitze. Welch gewandter Akrobat muß der Matrose sein, der hier dem Abgrund entlang klettert! — Schwüle liegt über dem Meer, es atmet heiß, ohne den erlösenden Hauch eines richtigen Windes. In bedrückter Erwartung verrinnen die Stunden. Jetzt endlich beginnt er wieder zu blasen, der allmächtige Schirokko. Bewegung kommt in die Fläche. Die Segel schwellen und blähen sich, das Schiff erzittert. Lange Wellen rauschen auf und tragen es fort, das zauberisch schöne „Notturno di mare". Zwischen weißen Segelflügeln funkelt ein einzelner Stern. Das grünschimmernde Laternenlicht an Bord verliert sich als winziger Fadenstrahl auf dem Wasser. Noch steht das Schiff wie ein dunkler Fleck am Horizonte, zerfließt dann in der Unendlichkeit von Himmel, Erde und Meer. Wie eine Fata morgana der Seele, ein Sinnbild des Menschlichen und des Ewigen, das sie bewegt. Das Segelschiff auf dem unendlichen Meere, der Traum des Lebens selber, der vorübergleitet im Fluge — kurz — schön und einen Augenblick lang Wahrheit geworden. Jetzt ist er vorüber, versunken. Kehrt er wohl jemals zurück? —

Das Boot hat den kleinen kreisrunden Hafen wieder erreicht. Nochmals stehn wir im Lichtbann der großen Lampen. Sehn zu, wie die Fischer, den Lavafelsen entlang, mit Speeren und Haken Jagd machen auf Polypen, Tintenfische, Sepien, Seeigel und sonstiges schmackhaftes „Meergetier".

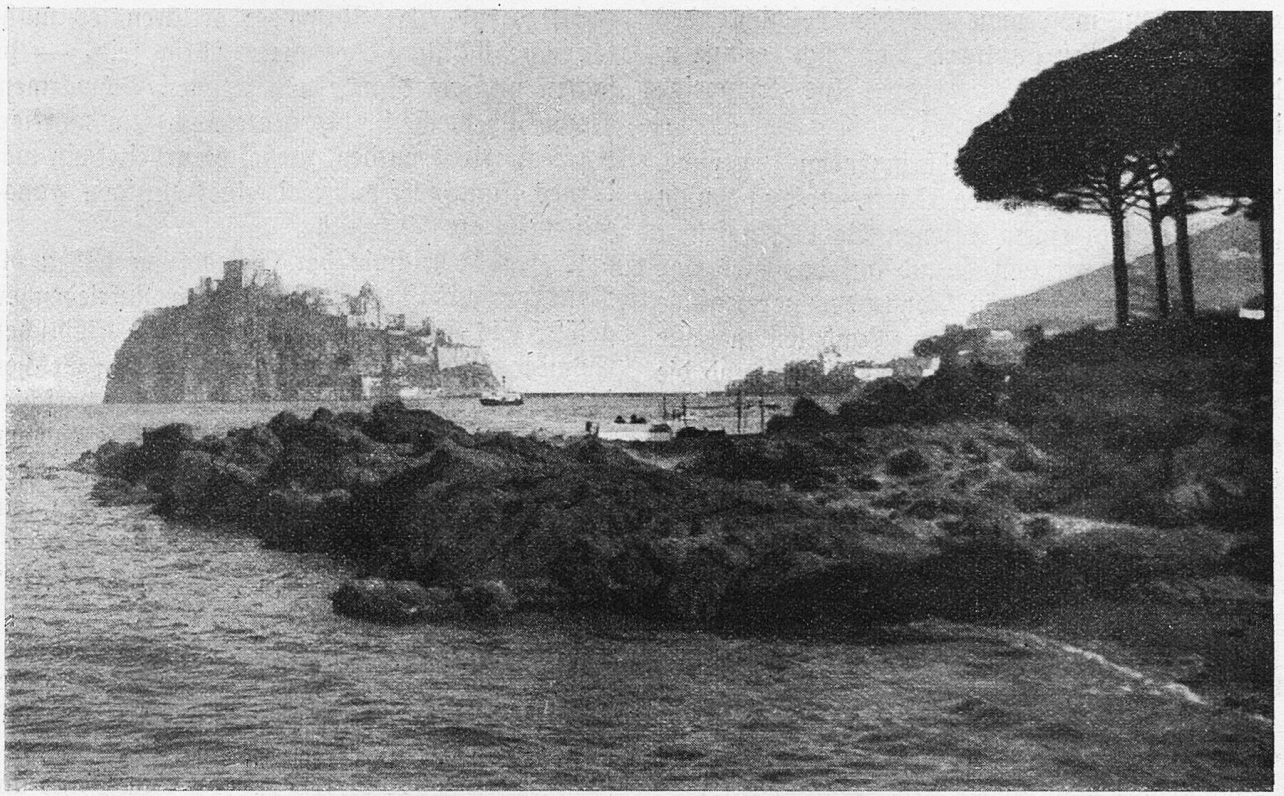
Getreuer Hüter der Bucht ist der rot-grüne Wegweiser, der Faro. Die Spiegellichter am Strande verblassen. Des Molo schützender, grauer Arm umfängt uns. Ein letzter Ruderstoß, ein Ruck, das Boot ist gelandet. Schnell springen die Schiffer ab und ziehn es an den gemauerten Damm. Der Meernacht Wunderwelt hat sich hinter uns verschlossen. Glänzend steigt der junge Tag herauf über Porto d'Ischias flachen, farbigen und weiß-grauen Dächern, über seinen Rebenhügeln und den dunkelgrünen Wipfeln der Pinien.

A. Hirzel.

Geheimnisse um den Walfisch.

Von Lawrence G. Green.

Jeden Sommer verläßt eine Flotille Table Bay an der Südspitze Afrikas. Eine schwarze Flotille, die gegen den ungeheuren Frieden des blaugoldenen Sonnenunterganges dahinschaukelt, das große Mutterschiff an der Spitze, die Walfängerharpunen in langer Kette dahinter, gegen die schweren Brecher angehend, die von der Antarktis anrollen. Ich habe in dieser kleinen Flotte viel Freunde. Einer von ihnen ist ein Harpunierer, der mich einmal dort vor der südafrikanischen Küste zum Jagen mitgenommen hat, ein Mann, der in einem guten Fangjahr 50 000 Franken verdient. Ein anderer hat meinen Photoapparat ausgeliehen, so daß ich, obwohl mir die



Landschaft auf Ischia.

Wirklichkeit dieses Abenteuers versagt ist, das ewige Eis, die Eisberge und die bärtigen Wikinger bei ihren Kriegen mit den Walen miterleben kann.

Denn es ist ein richtiger Krieg. Er erfordert die ganze Gewandtheit und den Mut der Mannschaft — die meist bis zum letzten Mann aus Norwegern besteht —, die Jahr um Jahr nach dem Süden zu diesem gefrorenen Schlachtfeld fährt. Dieser Krieg wird mit drahtseillosen und explodierenden Harpunen ausgefochten. Aber er wird geführt, damit die Menschheit mit Seife und Margarine, Öl und Phosphaten versorgt bleibt. Giganten stehen sich auf beiden Seiten gegenüber: hier die grobschlächtigen, gutmütigen Nordländer mit ihrer bewundernswerten Gesundheit und Befähigung, den ewig-grauen Himmel und die Eisstürme auf 75 Grad südlicher Breite auszuhalten und dort — manchmal fast menschliche Schläue an den Tag legend — die größten Tiere der Erde.

Auch die Schiffe sind bewunderungswürdig. „Ein Fangdampfer", sagt der Norweger, „kann mehr aushalten, als die Nervenkräfte des Menschen ihm zumuten." An Bord dieser Schiffe dreht sich das Gespräch nur um Wale. Ich habe den breitbrüstigen Norwegern zugehört, wie sie ihren unerschöpflichen Gesprächsstoff behandelten, während sie ihren Aquavit genannten Kartoffelsprit in kräftigen Zügen tranken und ihre langen Zigarren rauchten. Der Walfisch ist das geheimnisvollste Lebewesen der Welt. Forschungsschiffe sind ausgesandt worden, um die Wanderung der Wale festzustellen, ihre Paarungs- und Aufzuchtgewohnheiten und den unbekannten Paarungsort, der so wichtig zu entdecken ist, wenn die Art gegen Aussterben geschützt werden soll. Mit dieser Aufgabe betraute britische Wissenschaftler sind der Ansicht, eine Beobachtung von mindestens zwanzig Jahren oder länger sei notwendig, ehe die Lebensgeschichte des Walfischs geschrieben werden könne.

Seit ich zum erstenmal auf einem Walfänger gefahren bin, habe ich mich gefragt, wie viele wertvolle Geheimnisse über Walfische und die Antarktis überhaupt in den Köpfen norwegischer Matrosen aufgespeichert sein mögen. Auf Grund von Nachforschungen und an Messetischen, Kompaßhäuschen und auf schaukelnden Schiffsbrücken auf hoher See aufgeschnappten Gesprächsfetzen bin ich überzeugt, daß über die Walfische weit mehr bekannt ist, als man je in einem gedruckten Werk finden wird. Es ist ein guter Grund um diese Geheimhaltung vorhanden, und um ihn

zu verstehen, muß man auf die Geschichte des Walfischfangs zurückblicken und sich erinnern, daß Norwegen einen der größten Industriezweige der Welt an sich brachte.

Die Erfindung der todbringenden Harpune, die von dem verfolgenden Schiff selbst und nicht wie früher aus einem offenen Boot abgefeuert wurde, veränderte von Grund auf das bisherige Jagdverfahren. Kapitän Foyn, der norwegische Erfinder, gab damit seinen Landsleuten eine Waffe in die Hand, die ihnen Millionen und die Kontrolle über den Walfang auf allen Meeren einbrachte. Denn ein großes Maß von Geschicklichkeit — die man vielleicht unter die ererbten Geschicklichkeiten zählen muß — ist nötig, um den Wal nach dem neuzeitlichen Verfahren zu jagen. Die Norweger haben ihr Wissen fast vollkommen für sich behalten. Heutzutage ist ihre Meisterschaft in diesem Handwerk eine solche, daß britische Schiffahrts-Versicherungsgesellschaften eine niedrigere Prämie verlangen, wenn der Kapitän und die Besatzung eines in die Antarkis auslaufenden Walfängers Norweger sind.

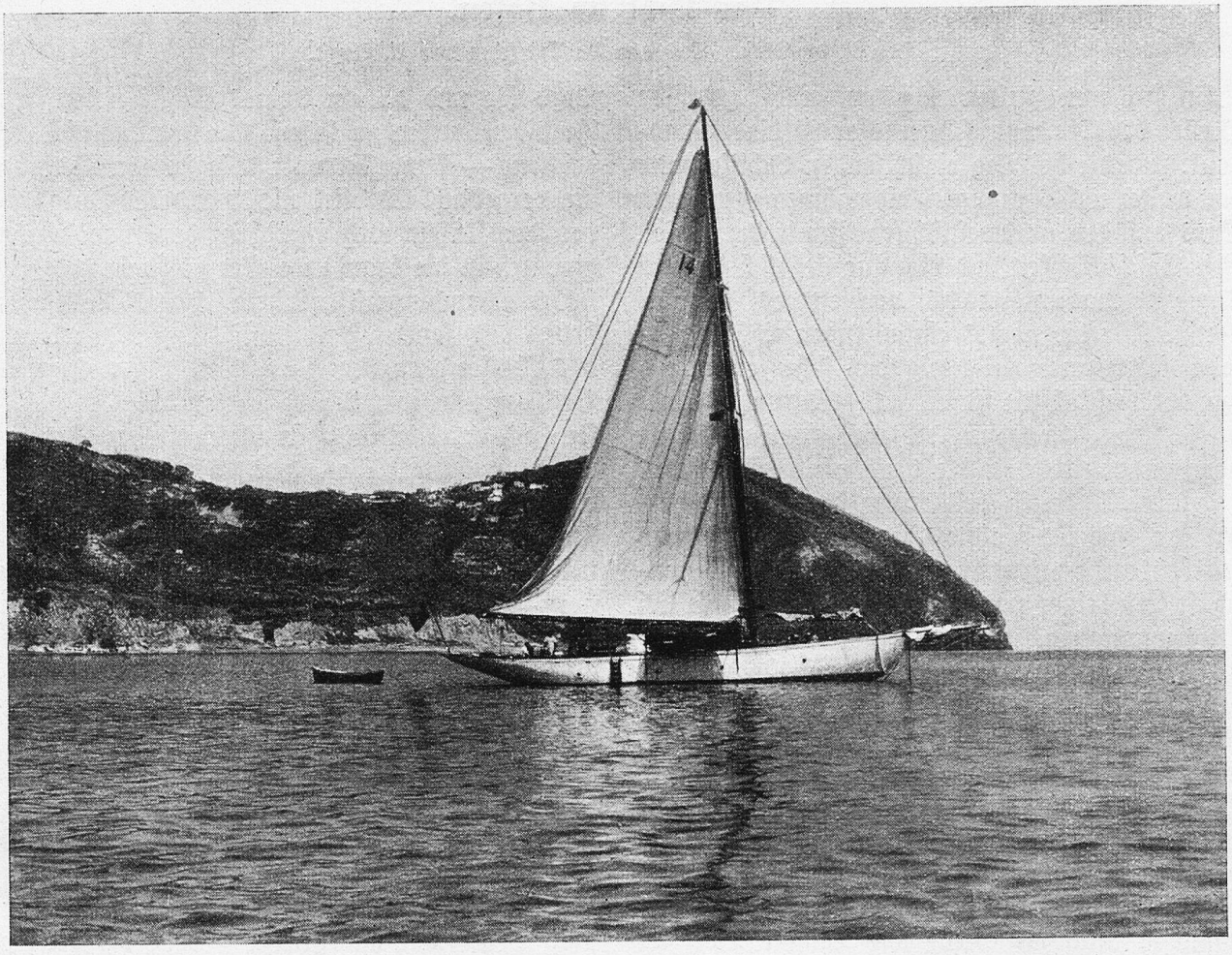
Die Norweger sind die wirklichen Erforscher der Antarktis. Abgelegene Inseln, Buchten und Küsten, die — wenn sie überhaupt auf Karten eingezeichnet sind — nur von ungefähr angedeutet werden, sind den Walfängern wohlbekannt. In ihrer unermüdlichen Suche nach neuen Jagdgründen dringen sie in bislang von keinem menschlichen Auge gesehene Gewässer vor. Ich kannte einmal einen Kapitän, der die meisten Walgründe der Welt befahren hatte — ein norwegischer Seemann mit Universitätsbildung. Er schrieb ein Buch über Walfische; aber er sagte mir, es gäbe Dinge, die er in diesem Buch nicht sagen dürfe. Es ist etwas an die mittelalterlichen Bauhütten Erinnerndes um die norwegische Geheimhaltung der Antarktis.

Viele Jahre lang haben Wissenschaftler zu entdecken gesucht, ob die im Südlichen Eismeer vorkommenden Walfische ihr ganzes Leben hindurch südlich des Äquators bleiben, oder ob sie auch das Nördliche Eismeer aufsuchen. Einem Expeditionsschiff wurde der schwierige Auftrag erteilt, Walfische im Nördlichen Eismeer mit Wurfspießen zu markieren, um so Aufschluß über ihre Wanderung zu erhalten, wenn die markierten Wale einmal gefangen würden. Der Erfolg dieses Versuchs hängt offensichtlich davon ab, wie viele Wale es auf der Welt gibt. Einige Fachleute sagen, es gibt deren nur noch zehn- oder zwölftausend. Die Norweger erklären, es müßten eine Million oder mehr übrig sein, — sie jagten nur am Rande von riesigen Schwärmen. Soviel ich weiß, ist bis heute noch kein markierter Wal erlegt worden. Dabei verarbeitet ein modernes Fangschiff während einer einzigen Fangzeit mehr als 500 Wale.

Dieses Geheimnis der Wanderung haben die Norweger längst zu ihrer eigenen Zufriedenheit gelöst. Als sie als Erste die Jagd im Südlichen Eismeer aufnahmen, fingen sie Wale, in welchen sie alte verrostete Harpunen und Speere verschiedener Machart fanden. Sie kannten ihre eigenen Harpunen und die von ihren Großvätern in den Nordmeeren benutzten Speere. Sie wußten, ein Walfisch könne während seiner Lebenszeit — manche schätzen sie auf tausend Jahre — jedes Meer der Erde besuchen.

Damit nähern wir uns einem dunkeln Geheimnis: dem geheimen Paarungsplatz der Wale. Hier möchte ich eine Mutmaßung äußern. Immer noch sehe ich einen kleinen Holzdampfer (seine Bordwände waren doppelt aus Eiche, um dem Eis zu widerstehen) an einem baufälligen Kai von Table Bay vor Anker liegen. Ich war an Bord mancher Forschungsschiffe, aber nie fand ich eine Atmosphäre größerer Geheimhaltung wie auf dieser „Norwegia", die zur Umschiffung des antarktischen Festlandes ausgeschickt worden war. Der Zweck wäre, wurde erklärt, „teils wirtschaftlicher teils wissenschaftlicher Natur". Aber erst einige Zeit später stellte sich heraus, daß auch politische Beweggründe hereinspielten, denn nunmehr wurde bekannt gegeben, der Kapitän der „Norwegia" habe am 31. August 1927 die Insel Bouvet Norwegen einverleibt und im Einverständnis mit seiner Regierung dort die norwegische Flagge gehißt. Die britische Regierung trat von ihrem ursprünglich erhobenen Besitzrecht zurück. Was war die Insel Bouvet schon wert? Sie hat den besonderen Vorzug, die abgelegenste Insel der Erde zu sein. In einem Umkreis von tausend Meilen ist keinerlei anderes Land. Die Insel ist lediglich ein steiler, fast völlig von Gletschereis bedeckter vulkanischer Kegel.

Norwegens neue Kolonie am Rande der Antarktis verschwand bald aus dem Scheinwerferlicht internationaler Politik. Hinter den Kulissen jedoch wurde keine Zeit versäumt und ein norwegisches Unternehmen beauftragt, eine drahtlose Station auf der Insel Bouvet einzurichten, und Wissenschaftler ließen sich ein Jahr lang dort



Segelboot bei Ischia.

nieder — kein beneidenswerter Posten. Was ist die Erklärung all dieser fieberhaften norwegischen Geschäftigkeit und der Beflissenheit, Besitz von der eisstarrenden Bouvet-Insel zu ergreifen? Als Stützpunkt für den Walfang ist sie nicht zu gebrauchen, denn es gibt dort keinen Hafen. Aber ich glaube, die Norweger haben das Geheimnis vom Paarungsplatz der Wale ergründet — und dieser Ort ist die Insel Bouvet.

Eines Tages werden wir vielleicht auch wissen, was Ambra wirklich ist — dieser kostbare Klumpen fettigen Stoffes, der in alten weißköpfigen Pottwalen gefunden wird und von dem man glaubt, er sei die Folge einer Krankheit. Ein schwammgroßes Stück ist viele Zehntausende von Franken wert. Aber ich glaube, kein Wissenschaftler wird je dahinterkommen, warum ein harpunierter Pottwal, blutsprudelnd, sich in seinem Todeskampf immer der untergehenden Sonne zuwendet.

Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus still empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den sie erkor.

Und zum Spiegel voll verlangen
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick:
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

Friedrich Hebbel.